





Linn  
Penelope  
Rieger

ZER  
BRO  
CHE  
NES  
FEU  
ER

Vulkane  
und das  
Ende  
der Welt

NATURKUNDEN

*Für meinen pyroklastischen Sohn*

NATURKUNDEN No. 119  
herausgegeben von Judith Schalansky  
bei Matthes & Seitz Berlin

# Inhalt

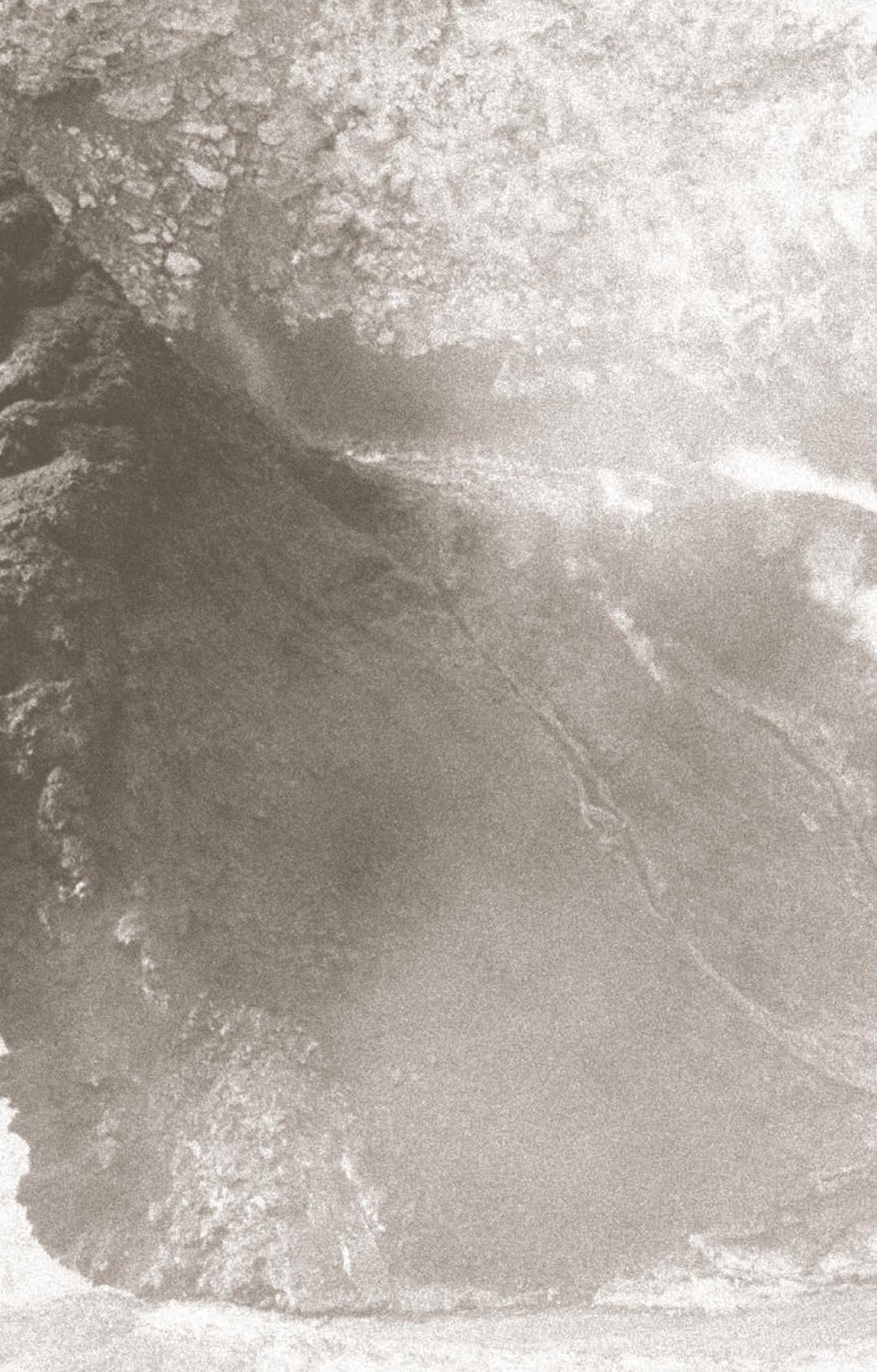
- 11** Höhlenmensch werden
- 29** Die Seltsamkeit der Bilder
- 49** Von der anderen Seite
- 71** Bergzeichen
- 95** Die Poesie der Asche
- 117** Magma Mater
  
- 136** Dank
- 137** Verwendete und weiter-  
führende Literatur
- 143** Abbildungsverzeichnis

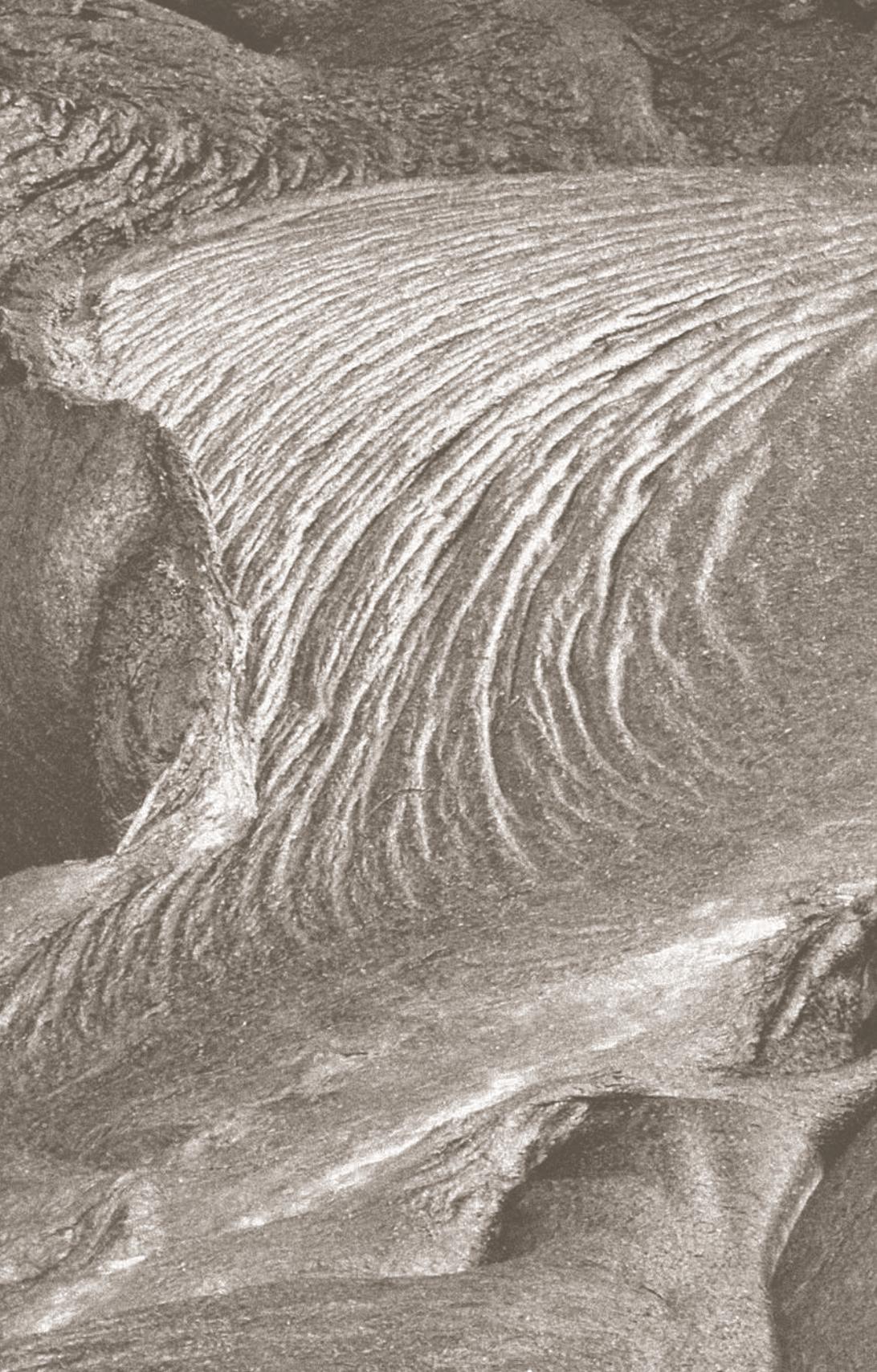
»Alles Leben auf der Erde beschränkt  
sich auf das Herz in meiner Brust,  
das in einer entvölkerten, entseelten  
Welt alleine schlägt. Jahreszeiten  
und Klima existieren nicht mehr.  
Die Eigenwärme unseres Planeten  
steigt ständig und übertrifft bald  
die Wärme des strahlenden Sterns,  
den sie umkreist.«

**JULES VERNE,**

*Reise zum Mittelpunkt der Erde*







# Höhlenmensch werden

Vermutlich hat jeder Mensch auf seine eigene Art Angst vor dem Ende der Welt. Eine diffuse, zunächst tief in den Körper zurückgezogene Furcht begann Anfang des Jahres 2022 in mir aufzusteigen. Ich lief durch kahle Wälder und die immer gleichen Fragen begleiteten meine Schritte: Was wäre, wenn in diesem Jahr kein Frühling käme? Wenn die Temperaturen zwar stiegen, aber nichts wachsen, nichts blühen würde? Welche Versorgungsketten würden als Erstes reißen? Wann würde die Politik reagieren? Gäbe es Aufstände? Ich dachte viele Wochen darüber nach – bis die ersten Knospen aufgingen und sich meine dystopischen Ängste in Luft aufzulösen schienen.

Mit der Hitze des einbrechenden Frühsommers kehrte die Angst wieder zurück und begann konkret zu werden, als ich merkte, dass die Bäume im Leipziger Auwald anders raschelten als in den Jahren zuvor. Sie waren so trocken, dass sich ihr Klang verändert hatte. Das fremde Rauschen schien mir nicht länger Vorbote eines drohenden Sterbens, es war bereits Teil davon. Ab diesem Moment, während ich auf die mit Trockenrissen durchzogene Erde blickte, begann ich, das Ende der Landschaften in ihnen zu sehen, legte über jeden Raum, den ich durchschritt, die Folie des endgültigen Zerfalls. Die Zukunft hauchte mich sengend an und ich fragte mich, ob es eine Zeit geben würde, in der ich nicht länger fähig wäre, zu frieren. Meine Angst war genau genommen also keine vor dem Ende der Welt, sondern vor dem Ende der Welt, wie ich sie kannte.

Dass meine Ängste zunahmen, lag sicher auch daran, dass der Sommer immer die herausforderndste Jahreszeit für mich gewesen ist. In der Hitze spüre ich meinen Körper schlecht, wo er aufhört, wo er beginnt. Wenn meine Haut feucht ist vom Schweiß, bekomme ich Ausschläge, die nur in kühler Dunkelheit heilen können.

Nun waren die Temperaturen über Nacht um zehn Grad gestiegen. Mir war heiß, und ich fürchtete mich. Ich lief durch die Landschaft meiner Kindheit, den Thüringer Wald, das Schortetal, in dem meine Großeltern ihre Kinder in einer Mühle hatten heranwachsen sehen, die lange nicht mehr stand. Zählte die Berge, die keinen Kahl-schlag aufwiesen, an einer Hand ab. Ich ging Waldwege entlang, die keine mehr waren, erkannte die Umgebung nicht mehr, war orientierungslos. Blickte schließlich beim Gehen nicht länger nach vorn, sondern zu Boden.

Etwas in mir hatte begonnen, nach Trost Ausschau zu halten. Mein Bedürfnis danach schien mir übermächtig, ich spürte ihn überall auf. Auch in meinen sich verändernden Lebensräumen fand ich ihn, las ihn in Gestalt unzähliger Steine vom Boden auf und schleppte ihn nach Hause. In gewisser Weise errichtete ich mir in meiner Leipziger Wohnung eine Laube aus Stein, eine Kammer des äußersten Rückzugs, faltete mich ein, glitt zwischen die Steine, baute eine Höhle, in der ich hockte, und trug, wenn ich sie verließ, Teile davon in meinen Taschen mit mir. Schleppte den Trost mit mir herum, sehnte mich nach unter Tage, wo die Veränderungen so langsam vonstattengehen, dass ein Leben nicht ausreichen würde, um sie zu bemerken.

Ich lebte nach einem strengen Kalender, eingeteilt in Jahre, Monate, Wochen, Tage und Stunden, sodass die von Hand geschriebenen Aufgaben, was zu tun sei, mir alle sechzig Minuten zuverlässig Halt gaben. Da hockte ich nun, versuchte mich in meiner Höhle einzulagern wie eine vergessene Kastanie aus dem letzten Jahr, die langsam versteinert.

Doch die Ruhe, die ich unter Tage zu finden suchte, gab es nicht, hatte es nie gegeben. Der Waldboden unter meinen Füßen war schon einmal von Rissen durchzogen, lange bevor es meine Füße gegeben hat. Seine Trockenheit war kein Ausdruck des Sterbens gewesen, sondern das lebendige Pulsieren einer Landschaft im Entstehen. Vor dreihundert Millionen Jahren erstreckte sich hier eine karge, flache Ebene ohne Flüsse. Die Erdkruste dehnte, die Spannung entlud sich, Zentral-europa kollabierte. Zahllose Spalteneruptionen zerschnitten das Land,

Magma füllte die Gräben, trat dann über die Ufer und verbarg die Erde unter langsam auskühlenden Lavadecken.

Ich führte mein Leben auf den Überresten einer unvorstellbaren Katastrophe, die kein Ende zu kennen schien. Ich ging den Weg des Magmas mit meinen Fingern, tipp-tipp-tipp über digitale Karten. Das Netz der vulkanischen Aktivitäten, die Lavaströme, Gase und Aschen, die den Planeten überzogen – eine unüberschaubare Ausdehnung in Raum und Zeit, jede Grenze unterwandernd oder überspülend. Mein Zeitverständnis war zu beschränkt gewesen, als dass ich das Ausmaß der terrestrischen Bewegung hätte wahrnehmen können.

Doch nun versuchte ich mich selbst zu provozieren, indem ich mir einredete, mit geschlossenen Augen und genügend Konzentration irgendwann die Bewegungen der eurasischen Kontinentalplatte wahrnehmen zu können. Der Erdboden, den ich in meinem Bedürfnis nach Trost für ewig gehalten hatte, war so beweglich geworden, dass mir schwindelte. Was wusste ich schon über diesen Planeten und seine Bedürfnisse. Ich betrachtete Kiesel, winzige Steinchen, Sand und kam mir lächerlich vor. All das war auf eine Art und Weise Teil der Erde, wie ich es niemals würde sein können.

Ich starrte nächtelang auf die ausbrechenden Vulkane in Werner Herzogs *In den Tiefen des Infernos*. Die Hitze des Magmas auf dem Bildschirm wurde zum Spiegel meiner Ängste vor den Veränderungen meines Lebensraums. Und der Vulkan wurde zum Portal, durch das das Innerste an die Oberfläche gelangt. Der Berg an sich ist keine Verletzung des Erdmantels, sondern nur eine Form, in die er sich an einer bestimmten Stelle begibt. Der Vulkan hingegen ist die ewige Wunde – dort, wo die Verwundbarkeit und das ewige Aufbrechen der Kruste zum Prinzip werden, hieße zu heilen zu *erlöschen*. Wenn ich nicht selbst zu Stein werden wollte ob der Veränderungen meines Lebensraumes, musste ich vulkanisch werden, Wunde bleiben. Meine Höhle war ein Transitraum geworden. Noch bevor ich mich ganz in ihr eingerichtet hatte, verließ ich sie Richtung Erdmittelpunkt, durchschritt das Portal, ging dem Feuer entgegen. Neigte mich zu Boden und bat mit klopfendem Herzen um Einlass.

Lanzarote ist eine karge vulkanische Insel, an der sich der ohnehin geringe Niederschlag kaum abzuregnen vermag. Sechsenddreißig Millionen Jahre ist es her, dass die Kanaren durch unterseeische Ausbrüche zu wachsen begannen. Lanzarote durchstieß die Wasseroberfläche vor etwas mehr als fünfzehn Millionen Jahren. Seitdem streiten Wellen und Wind um das Land. Abseits touristischer Hotspots herrscht noch immer der Vulkanismus. Staubige Krater und Hügel bilden eine Landschaft zwischen Mars und Mond, die Besonderheiten des Bodens füllen zahlreiche Reiseführer. 1730 öffneten sich im westlichen Teil Lanzarotes verzweigte Eruptionsspalten, die sechs Jahre lang ausbrechen sollten. Beinahe ein Viertel der Insel wurde von Lavaströmen überzogen. Die dünnflüssige Lava floss in flachen Rinnen über das Land und erkalte zuerst an der Oberfläche, sodass der Eindruck entstand, der Boden wäre bereits erstarrt. Doch die Lava rann in ihren Spalten weiter zum Meer, bis ihre Quellen versiegt und ein Hohlraum zurückblieb.

Zwischen 1968 und 1988 bewohnte César Manrique fünf solcher Höhlen, die durch Tunnel verbunden waren. Dieses Erdgeschoss aus schwarzem Basalt beherbergte auch sein Atelier. Seine Malereien wie aus der Erde geschnitten: Sie zeigen vulkanische Böden, durchzogen von Mineral- und Gesteinsbruchstücken, schwarze Lavaadern oder noch rot leuchtende Flüsse eben eruptierten Magmas. Darin eingeschlossen die Abdrücke und Überreste skelettierter, fremdartiger Körperteile.

In einem Film von Wolfgang Kwiattek sieht man Manrique an der Küste Lanzarotes umherstreifen, schwarzes Gestein stapeln, Kiesel ins Meer werfen, Felsen berühren. Manrique spricht von Lanzarote als Meisterin, die ihn das Sehen lehrt. Das genaue Hinschauen, die Lebendigkeit einer vermeintlich kargen Landschaft entdecken. Vielleicht sogar die Lebendigkeit eines Steins erkennen, denke ich, irgendwann. Ödnis ist keine Eigenschaft der Umgebung, es ist eine Zuschreibung des Auges, das verlernt hat, zu sehen, sagt Manrique. Als in den 1970er- und 80er-Jahren immer mehr Hotels gebaut wurden, sah Manrique sich mit einer Zukunft konfrontiert, in der er nicht leben wollte.

Er kam gerade aus New York, war mittlerweile überall bekannt und sehr erfolgreich. Seine Beziehungen in die Politik, die Beteiligung bei Protesten, seine Kunst selbst, die *aus* Lanzarote gemacht war und für sie, zeigten Wirkung. Manrique hatte das Unsichtbare sichtbar gemacht, den Boden geöffnet, und in seinen Klangspielen verriet sich die Gestalt des Passatwindes, der über die Insel streift. Er wohnte nicht nur in Lavahöhlen, er transformierte sie auch. Den Jameos del Agua verwandelte er von einer unterirdischen Müllhalde in einen Garten unter der Erde, mit einem Restaurant und einer Tanzfläche. Einige Meter entfernt eine weitere Höhle, ausgestattet mit dreihundert Stühlen – ein Konzertsaal. In der Cueva de los Verdes, nur einen Kilometer weiter, liegt der Eingang zu einem sieben Kilometer langen Lavatunnel, entstanden bei einem Ausbruch des Monte Corona vor dreibis fünftausend Jahren, der als einer der längsten Lavatunnel weltweit gilt und sich bis ins Meer erstreckt. Bei stündlichen Führungen lässt sich dieser Ort betreten, der früher als Fluchttunnel die Lanzaroteños verbarg, wenn Piraten und Plünderer die Insel überfielen.

Und noch etwas liegt unter der Erde Lanzarotes, leidlich mit dem Staub der Jahrhunderte bedeckt. Das Schicksal der Majos, der Ureinwohner der Insel. Menschen, deren Spuren zurückreichen ins 10. Jahrhundert vor unserer Zeit und die nach dem Abbruch der Beziehungen mit Nordafrika etwa tausend Jahre lang ohne Kontakt zur Außenwelt lebten. Vom Königreich Kastilien wurden die Majos und ihre Kultur im 15. Jahrhundert ausgelöscht. Nur wenige Funde gibt es, die heute Aufschluss über dieses Volk liefern könnten. Was Archäologen fanden: halb in die Erde gegrabene Wohngruben, die *casas hondas* – tiefe Häuser –, und den Sitz des Königs Luis de Guardafía, des letzten Herrschers der Majos, in einer Höhle.

1992, im Jahr seines Todes, dem Jahr meiner Geburt, malte Manrique *Calor de la Tierra*, »Erdwärme«, ein Dyptichon. Die Farbpalette reicht von blassrosa Ocker hin zu tiefrotem Magma. Rot war, neben dem Schwarz der Vulkanasche und dem Kalkweiß der traditionellen Häuser Lanzarotes, seine liebste Farbe.

Erst mit dem zweiten, dritten Lebensmonat entwickelt sich bei

Babys die Fähigkeit, Farben zu unterscheiden. Aber wenn ich zeigen wollte, wie sich Geborgenheit anfühlt, würde ich auf *Calor de la Tierra* deuten und sagen, dass es Manriques Erinnerung ist an den Mutterleib: Rot wie die Wärme der Erde und die der Sonne. Nur eines kann der Druck mir nicht vermitteln, die Texturen seiner Malereien, die er mit einem Gemisch aus Holzleim, Sägespänen und Acrylfarbe erzeugte, durch das er die Strukturen der Erde und des Vulkangesteins auf die Leinwände brachte.

»Ich liebe das Leben sehr«, sagte er kurz vor seinem Tod. Ein Jahr nach seinem Autounfall wurde Lanzarote als weltweit erste Insel zum UNESCO-Biosphärenreservat ernannt. Neben dem Schutz der Landschaft steht die Nachhaltigkeit des Zusammenlebens der Menschen, Tiere und Pflanzen mit ihrem Lebensraum im Fokus dieser Regionen. Gerade dort, wo der Tourismus das Land zu stören droht, werden seltene endemische Arten langfristig geschützt. Allein die Flechte, die das Lavagestein als Erste besiedelt, zählt 180 verschiedene Arten. Und auch die künstlerische Arbeit in und an der Landschaft ist Teil dessen, was Lanzarote als Biosphärenreservat besonders macht. Dank César Manrique sind Werbeplakate und Strommasten verboten. Und in meiner Höhle aus Stein scheint mir Lanzarote, die steinerne Insel, wie das letzte Paradies.

Im Drama *Fjalla-Eyvindur* – etwa zu übersetzen mit »Eyvind aus den Bergen« – des großen isländischen Dramatikers Jóhann Sigurjónsson wird die Höhle, sobald sie von Menschen bewohnt wird, zur Hölle. Die zugrunde liegende Geschichte beruht auf wahren Ereignissen rund um den Ausgestoßenen Eyvindur Jónsson, der sich zwischen 1760 und 1780 mit seiner Frau Halla auf dem Lavafeld Ódáðahraun in Island versteckt haben soll, um seiner Strafe wegen eines ihm angelasteten Diebstahls zu entgehen. In Sigurjónssons Stück von 1911 wird der ortsfremde Eyvind unter dem Namen Kari als Aufseher auf einer Farm bei der wohlhabenden Witwe Halla angestellt. Doch der Bruder ihres verstorbenen Mannes enthüllt Karis Vergangenheit als gesuchter Verbrecher.

Die eigentliche Protagonistin in diesem Text ist jedoch die Landschaft. In dem um die fünfzig Kilometer langen, von kahlen Hügeln und zerklüfteten Tunneln durchzogenen Lavafeld – entstanden durch die großflächigen Ausbrüche des Vulkans Hveravellir – gibt es zahlreiche warme Quellen, Fumarolen, Solfataren, Geysire. Das in Boden und Gestein lagernde Wasser tritt entweder kochend oder als Dampf an die Oberfläche, manchmal durchsetzt von Schwefelgas oder als Fontänen, die in den Himmel stieben. Die Landschaft zeugt von lebendigen Felsen, von Hügeln, die ihre alte Einsamkeit vermissen, die zwischen Gletschern einen grünen Flecken Land umschließen und Menschen dort nicht dulden. Erst schicken die Hügel Sturm und Frost, dann Hunger, und schließlich ist die Not so groß, dass die Liebe zwischen den Menschen zu schwinden beginnt.

Eyvind mag eine literarische Figur sein, doch diese abgelegenen Lavalandschaften Islands sind für Ausgestoßene und Vogelfreie zum Lebensraum geworden. Die Lavahöhlen boten Schutz vor Wind und Wetter, in den zum Teil gänzlich unerforschten weitläufigen Lavatunneln konnte sich ein Mensch problemlos vor seinen Häschern verbergen. Und doch will Eyvind nicht leugnen, wie es um das Leben in den Lavafeldern bestellt ist.

*Ich habe dir gesagt, wie schön es in den Hügeln sein kann, aber all die Schrecken habe ich dir nicht erzählt – die Sandstürme, wenn die ganze Ebene zu brennen scheint, die Nächte, die so lang sind wie ein ganzer Winter, und der Hunger, der sich wie ein böser Nebel an dich heranschleicht.*

Halla und Eyvind fliehen nach der Enthüllung, richten sich ein in einer halb eingestürzten, fünf Meter hohen Lavahöhle, in der sie eine kleine Laube aus Stein errichten. Dahinter wird ein Bach von einem Gletscher gespeist, schlängelt sich durch eine Schlucht bis hin zur Höhle, wo er als Wasserfall ein ewiges Rauschen erzeugt. Es ist ein Leben in und aus Stein, für das vor allem Halla einen hohen Preis zahlt. Ihr erstes Kind, geboren auf der Flucht, hat sie im Eis zurücklassen müssen, als es kein Essen mehr gab und ihr der schnelle Tod gnädiger schien als

das langsame Sterben. Sicher sind sie nie, weder vor Hunger noch vor Kälte oder vor den Männern, die ihnen auf der Spur sind, um sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Nach Jahren werden sie schließlich aufgespürt in ihrem steinernen Versteck – und aus Angst übergibt Halla auch ihr zweites Kind dem Tod. Als die Männer ihre Höhle stürmen, wirft sie das kleine Mädchen in den Abgrund einer nahen Klippe. Das Kind, das kaum gesprochen hat und dessen einzige Eigenschaft die Stille und das Sammeln kleiner Kiesel war.

Der letzte Akt des Dramas erzählt das Ende von Eyvind und Halla. Die beiden hausen allein in einer Hütte zwischen Felsen, es stürmt tagelang, und der Hunger und die Trauer um die verlorenen Kinder treiben einen Keil zwischen die Liebenden. Bis schließlich Halla zu gehen beschließt und in den Schneesturm hinaustritt. Der Sturm ist noch heute Teil des Ódáðahraun genannten Lavafelds, und viele Orte dort sind nach Eyvind benannt. Ein Hügel, eine Quelle, eine eingefallene Hütte und eine Höhle. Sein ganzer Lebensraum.

Die Verfilmung des Dramas aus dem Jahr 1918 ist bekannt für ihre beeindruckenden Landschaftsaufnahmen. Der Film wurde allerdings in Schweden gedreht, was sich spätestens in der Szene verrät, in der Eyvind von einer Klippe stürzt und für einige Augenblicke an ein paar Äste geklammert in der Luft hängt. Unter ihm eine baumbestandene Ebene bis zum Horizont.

Schon vor dem Mittelalter war das in weiten Teilen bewaldete Island großflächig brachgelegt. Was mit den Wikingern im 9. Jahrhundert begann, erfährt erst jetzt, da nur noch wenige Prozent Bewaldung vorhanden sind, eine Umkehrung. Die *FAZ* berichtet im Oktober 2023 von den Maßnahmen, Island seine Bäume zurückzugeben. Doch die karge Landschaft ist zum Aushängeschild der Insel geworden und zieht jedes Jahr beinahe zwei Millionen Touristen an. Island ist das Beispiel für Vulkanismus schlechthin, es gibt regelrechte Pilgerreisen zu den kleineren und weniger gefährlichen Eruptionen, in den Nachrichten wird immer wieder von Ausbrüchen berichtet, man sieht Menschen, Einheimische und Reisende in die Glut starren. Die Duali-

tät von Feuer und Eis in der *Edda*-Dichtung ist den vulkanischen Gegebenheiten Islands zu verdanken, und so haben diese Naturereignisse Vorstellungen von Mythos und Identität entzündet.

Bei den zahllosen Ausbrüchen jedes Jahr scheint es, als wäre Island noch immer am Entstehen, als bilde es sich unentwegt neu. Dabei sitzt es auf zwei auseinandertreibenden Kontinentalplatten. Dass Island nicht langsam zerbricht, liegt an immer neuem magmatischen Material, das Richtung Oberfläche steigt.

Diese Zufluchtslandschaft Eyvinds kreuzte im Jahr 1908 auch die Schriftstellerin Ina von Grumbkow. Ihr Ziel war Ódáðahraun, das Lavafeld, in dem Eyvind sich verbarg, und das daraus aufragende Bergmassiv Dyngjufjöll – ein verschachteltes Vulkansystem, die Askja mit ihren Calderen, drei kesselförmigen vulkanischen Vertiefungen, die durch den Einsturz nah an der Oberfläche liegender Magmakammern oder infolge explosiver Eruptionen entstanden sind und sich mit Wasser gefüllt haben.

Ihre Reisebeschreibungen hatten in mir eine Gier nach der zeitlosen Kargheit Islands entfacht:

*Nebel senkte sich, bald zu Regen verdichtet, auf uns herab. Rechts die stolzragende Felsenburg des Herdubreid schaute majestätisch auf uns nieder, in ihrer machtvollen Schönheit lockend, noch länger an ihrem Fuß zu ruhen. Auch von Süden sieht der Berg völlig un-  
einnehmbar aus, ein wundervolles Motiv für »Walhalls leuchtende Burg« einer Weltenbühne, auf der die Helden der Edda diese hehre Einsamkeit zu beleben scheinen. Träumen gleich umschweben sie uns hier, wo die Zeit seit Jahrhunderten stille zu stehen scheint.*

Im Sommer zuvor war ihr Verlobter, der Geologe und Vulkanologe Walther von Knebel, im Kratersee des Askja verschollen. Mit dem Studenten Hans Spethmann und dem Maler Max Rudloff hatte er eine Forschungsreise angetreten. Von den drei Männern war nur Hans Spethmann zurückgekehrt, nachdem er das Lager verlassen gefunden hatte. Ein Jahr später wollten von Grumbkow und ihr Begleiter, der Geologe Hans Reck, Klarheit über die Todesursache gewinnen.

*Weit wandern die Gedanken über Raum und Zeit, wenn der Körper in regelmäßiger Reitbewegung fast ohne eigene Anstrengung sich forttragen läßt und das Auge immer das gleiche Bild vor sich sieht, das durch keinen frischen Ton umstimmt. Und immer wieder kehren sie zurück zu der wilden Berglandschaft der Dyngjufjöll, die dort östlich fern von uns aus der Ódáðahraun emporragen. Sie arbeiten an dem Rätsel wie ein ernstes Schicksal sich erfüllte an jenen Beiden, von denen wir suchen, was noch zu finden sein könnte, und hoffen, bis die letzte Hoffnung versagt, die schon so matt wurde als sie Islands Weiten und Unmöglichkeiten zuerst erblickte.*

Die Trauer schärfte ihre ohnehin beeindruckend klare Beobachtungsgabe. Vermutlich hätte Manrique seine helle Freude an von Grumbkows Beschreibungen der Solfataren von Reykjanes gehabt.

*Das zersetzte Gestein und mineralische Niederschläge bilden mit ihren verschiedenartigsten Tönen wundervolle Muster, wie jene verblichener alter Seidenbrokate. Die tiefsten, wärmsten und die zartesten duftigsten Töne vereinigen sich in natürlichster Harmonie; Carmin, Preußisch Blau, Schieferfarben, Gelbrot, Zinnober, alle Ockertöne, Lichtgelb des Schwefels und helles Blaugrau der kochenden Schlammfuhle schaffen mit wenig kurzem Gras und smaragdgrünem Moos, der einzigen Vegetation, aus dieser Einöde ein Paradies für das Auge.*

Die Landschaft wirkt in ihrer reichen Kargheit tröstlich auf die Schriftstellerin. Nachdem mich der Anblick der entwaldeten Bergänge Thüringens so bestürzt hatte, fand auch ich Trost in einer Schilderung von Grumbkows, die mich besänftigte und mir den Verlust zur Aufgabe umformte:

*Wenn das völlige Fehlen der Bäume nicht so überraschend auffiel, wie man erwarten dürfte, mag es seinen Grund darin haben, daß das Auge im Genuss unendlicher Fernsichten, welche die klare Luft Islands immer auf Meilen bietet, vollkommen Ersatz fand für diesen*

*in den Einzelbildern der Nähe fehlenden Faktor. Hier fesselte das stundenlang sichtbare Ziel mehr als der Weg.*

Lange Monate lagen zwischen der Nachricht vom Verschwinden ihres Verlobten und der eigenen Reise. Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften unterstützte die Expedition und half bei deren Vorbereitung. Von Kopenhagen setzten Ina von Grumbkow und Hans Reck mit dem Schiff nach Reykjavík über. Der deutsche Konsul und ein einheimischer Führer erleichterten Orientierung und Verständigung vor Ort.

Viele Wochen wurden sie von Islandponys durch die unwegsame Landschaft getragen. Der Takt der Pferdehufe teilte die Tage in einen Rhythmus von Gehen und Schlafen, unterbrochen nur von Schneestürmen, Regengüssen oder unpassierbaren Flussläufen.

*Auch hier scheint der Zeitbegriff auszusetzen, ein leises Wehen vom Atemzug der Ewigkeit, der sich nicht einschränken läßt in menschliches Tempo, weckt das Wort: Vor Dir sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist.*

Im vulkanischen Gestein wird eine neue, alte Zeitrechnung sichtbar, »ein stummer Zeuge von Naturvorgängen die menschliche Zeitbegriffe unermeßlich weit übertreffen«, wie Grumbkow schreibt. Doch sind die Steine nicht nur in den Taschen verstauter Trost, sondern finden praktische Anwendung: Die Vörður sind von Menschenhand geschichtete Steinkegel, die in mehreren Hunderten Metern Abstand wenn auch keinen Weg, so doch eine Richtung vorgeben. Wer einen solchen Kegel kreuzt, der legt einen Stein hinzu. Und so wachsen sie wie steinerne Wegwarten, während die Spur der Wanderer verweht.

*Ewiges Schweigen hütet auch hier die Geheimnisse der unberührten Natur. Kein Wechsel wandelt durch diese Zonen, nur Sonne, Stürme, Nebel und Schnee schmücken sie oder verhüllen sie in Grauen. Mit einem Ewigkeitshauch streifen uns Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die ohne Grenzen ineinander fluten.*

Das Wetter macht das Spurenlesen unmöglich, und so wandeln die Reisenden ohne jeden Anhaltspunkt, mehr durch einen Traum, eine Aussicht auf Trost, denn durch ein Land. Zwei Drittel Islands müssen sie hinter sich bringen, bevor sie Mitte August schließlich den schwer zugänglichen See Öskjuvatn erreichen. Wieder ist es der Ort selbst, der von Grumbkows Trauer einhegt, und fast scheint sie getröstet bei dem Anblick des Vulkans, der für den Tod ihres Mannes verantwortlich ist.

*Ewig unerreichbar für die Welt draußen, für ihren Lärm und Unfrieden, für das Wägen und Feilschen der Menge in engen Häusern, für alle Disharmonie materieller Knechtschaft. Die Widerspiegelung des ewigen Schöpfergeistes, der alles vollkommen schuf, auf daß es vollkommen bleibe, ist hier noch nicht getrübt durch menschliche Zusätze – hier ist alles rein wie aus des Schöpfers Hand und die Jahrhunderte erhalten unverändert diese stolze Natur. Wie wenig Mittel braucht die Erde um solche Wunderwerke zu schaffen – nichts als Himmel, Felsen, Wasser und das Feuer, das in ihrem Schöße schlummert. [...] Welch ein königliches Grab ward den beiden, wenn sie an seinem Grunde ruhen!*

Bei der Beschreibung dieses vermeintlichen Grabes zeigt von Grumbkow dann auch die bisher größte Präzision. Weniger von Details oder Stimmungen des Lichts getragen, ist der Zweck der Schilderung hier klar erkennbar: Eine Vermessung des Gebiets, eine hoffnungsvolle Aufzählung der Fakten, denn dieser Ort soll nicht durchschritten, sondern in allen Winkeln durchleuchtet werden. Tagelang werden Reck und von Grumbkow die Askja zu verstehen suchen.

Es ist ein verschlossener Ort, von Steilwänden umgeben, von denen Felslawinen abgehen. Klippen, Schutthalden, schmale Grate, Spalten, Schlacken, Schwefel – bereits in den ersten Tagen wird deutlich, dass an diesem Ort die Veränderung die einzige Konstante zu sein scheint. Die Erde bewegt sich ständig, der Boden verändert sein Aussehen, Teile des Ufers verschwinden spurlos im Wasser und jede Landmarke kann von einer Stunde auf die andere vollkommen verändert sein:

*Wir befanden uns in der Tat auf sehr unsicherem Boden, – unter uns eine vulkanische Werkstatt großen Stils, über uns die starkarbeitenden Strahlen der Sonne, die ihr redliches Teil dazu beitrugen, den Boden zu unseren Füßen seines ohnehin lockern Zusammenhaltes zu berauben.*

Auf diesem Boden beginnen die beiden ihre Untersuchungen. Durch Messungen der Wassertemperatur und Befahren des Sees können zwei Szenarien ausgeschlossen werden: Das Faltboot, mit dem von Knebel den Kratersee befuhr, kann weder durch hohe Wassertemperatur noch durch die zahllosen umhertreibenden Bimssteine beschädigt worden sein. Der einzige Schluss: Einer der beständig niedergehenden Steinschläge muss das Boot erfasst und es zum Kentern oder Sinken gebracht haben. Wie ein Stein ins Wasser gleitet, verschwindet vor ihrem inneren Auge Walther von Knebel im Askja.

*Einige Minuten noch zog das Wasser seine Ringe – schweigend schloß sich das Tor – die Wellen des Sees fluteten hinweg über die Stunde, die schon, ehe sie zerronnen, uns nicht mehr erklärt hätte, als der heutige Tag.*

Nach Abklingen eines über dreißig Stunden andauernden Schneesturms zieht ein akustisches Phänomen von Grumbkow schmerzlich in die Vergangenheit. Im Zelt liegend hört sie vermeintlich Ruderschläge vom See her. Und zwischen den Felswänden, die den See umgeben, findet Ina von Grumbkow einen über alle Zeiten reichenden Trost.

*Nie vorher, als hier in der Askja, habe ich die Unendlichkeit der Schöpfung bestimmter fühlen gelernt, nie vorher so nahe die Fäden, die uns mit dem göttlichen Prinzip verbinden, berührt. Aller Schmerz schwindet in dem klaren Empfinden, daß nicht mehr Trauer uns erfüllen darf, von dem Augenblick an, in dem wir ahnend das Verständnis unendlicher Wahrheit streiften.*

Vor ihrem Aufbruch errichten Reck und von Grumbkow einen mehrere Meter hohen Vörður für die Verunglückten, in Erinnerung an Walther

von Knebel und Max Rudloff. Unter den Bedingungen vor Ort ist das Schichten der Felsen und Steine auf Überkopfhöhe eine mühsame und erschöpfende Arbeit. Es ist Trauerarbeit, und sie löst das Salz aus dem Körper der Reisenden. Es ist ein endgültiger Abschied, der durch die Rückreise noch absoluter erscheint. Ina von Grumbkow weiß, dass sie nicht hierher zurückkehren kann. An diesen Ort der Einsamkeit und der Vollendung, an das Grab ihres Verlobten. Nichts kann sie mitnehmen von hier. Fast nichts.

Trotz der beschwerlichen Route und des genau bemessenen Gepäcks hat sie in Island einige Hundert Steine aufgelesen. Und ich stelle mir vor, wie sie sie nach ihrer Rückkehr aus dem Gepäck hob, einen jeden einzeln in Händen wog und sie in ihrem Schlafzimmer aufeinanderlegte, sie zu einem Vörður schichtete, einer Wegwarte, in der alle Erdzeitalter von der Unendlichkeit schweigen und die sie verband mit einem mehr als zweitausend Kilometer entfernten Vulkan und dem darin versunkenen Körper des Mannes, den sie heiraten wollte. Im Stein hat Ina von Grumbkow viel verloren und gefunden: Knapp vier Jahre nach ihrer Rückkehr heiratete sie Hans Reck.

**LINN PENELOPE RIEGER**, 1992 im Thüringer Wald geboren, arbeitet heute als Autorin, Dozentin, Moderatorin und Geschäftsführerin des Literaturmagazins Edit und des Vereins Netzwerk Lyrik e.V. in Leipzig. Zusammen mit Josef Braun spricht sie in ihrem Podcast *Wasser und Buch* über Bücher, das Schreiben und den Literaturbetrieb.

NATURKUNDEN NO. 119  
Erste Auflage Berlin 2025

NATURKUNDEN  
herausgegeben von Judith Schalansky  
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin  
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2025  
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland  
[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des  
Werkes für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen  
durchgesehen von Judith Schalansky  
SCHRIFT Mokka von Ludwig Übele / Ludwig Type,  
Renos Rough von Deepak Dogra / Graphite  
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin  
PAPIER 90 g/qm Schleipen Fly 05 spezialweiß, 1,2-faches Volumen  
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg, Deutschland

Printed in Germany.

ISBN 978-3-7518-4032-3

[www.naturkunden.de](http://www.naturkunden.de)  
[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)